

REDEN

gehalten im städtischen Kornhaussaal am 11. Mai 1904

bei der öffentlichen Feier der Übergabe des

PROREKTORATS

der

UNIVERSITÄT FREIBURG I. BR.

von

dem abtretenden Prorektor

Geh. Hofrat Professor Dr. Richard Schmidt

und

dem antretenden Prorektor

Professor Dr. Rudolf Thurneysen.



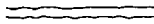
1904
2247

Freiburg i. Br.
Universitäts-Buchdruckerei U. Hochreuther
1904.

II.

REDE DES ANTRETENDEN PROREKTORS

Professor Dr. Rudolf Thurneysen.



Hochansehnliche Versammlung!

Das Szepter unserer Universität, das Jahr um Jahr aus der Hand einer Fakultät in die der andern gleitet, und das mir heute die Ehre verleiht zu Ihnen zu sprechen, ist nur eines der vielen äusseren Zeichen, die uns an die Einheit unserer Universitas litterarum erinnern. Ist sie in ihrer mannigfaltigen Zusammensetzung doch nur ein einzelner Konventikel jener grossen geistigen Genossenschaft, der Gelehrtenrepublik, die dadurch zur Einheit verknüpft wird, daß sie sich vom Leben der Tat grossenteils abgewandt und, nicht ohne Opfer, dem θεωρητικός βίος, dem Leben des Forschens und Sinnens, hingegen hat, um dem einen grossen Ziel nachzujagen, das in das menschliche Herz als eines seiner Ideale gelegt worden ist, der Erkenntnis der Wahrheit. Diesen hohen Namen der Wahrheit hat aber ein einzelner Wissenszweig mit kecker Hand an sich gerissen und wie sein spezielles Abzeichen vor die Stirn geheftet; eine einzige Disziplin nennt sich Etymologie, die Lehre vom Wahren. Gleichzeitig mit der Sprachwissenschaft, der theoretischen Beschäftigung mit der Sprache überhaupt, geboren, ist sie bis heute der Teil der Linguistik, der in erster Linie das Interesse weiterer Kreise zu erregen pflegt. Fragen nach der Bedeutung der Namen, nach der

Herkunft der Wörter sind es, deren der Sprachforscher jeden Augenblick gewärtig sein muss. So kann sie sich nicht beklagen, wenn man ihr von Zeit zu Zeit mit dem Lichte der Wahrheit, zu der sie sich dem Namen nach bekennt, ins eigene Antlitz leuchtet, wenn sie ernstlich geprüft wird, ob sie wirklich hält, was sie kühnlich behauptet. Denn wem wäre nicht bekannt, wie häufig sie doch auch Flitter für Gold geboten hat? wie die Etymologie gleichsam als geistreiches Spiel zu allen Zeiten gerade Dilettanten mächtig angezogen hat? Rätselraten ist unterhaltend, zumal wenn dabei ein scheinbar wissenschaftliches Resultat erreicht wird, das sich mit wenig Worten, also ohne Mühe anderen mitteilen lässt.

Was hat denn dieser Wissenszweig wirklich erreicht? welche Aufgaben übernommen und auch gelöst?

Das Schöne stammet her vom Schönen,

Drum will es zart behandelt sein,

singt der Dichter und gibt uns damit ein gutes Beispiel einer zu allen Zeiten beliebten Anwendung der Etymologie. Sie soll irgend einen wissenschaftlichen oder moralischen Lehrsatz begründen helfen. Allein allzu ernst ist es damit meist nicht gemeint. Hätte man den Verfasser jener Verse darauf aufmerksam gemacht, daß seine Etymologie verkehrt ist, daß das Schöne nicht vom Schönen stammt, er würde darum seine Ansicht über die Behandlung des Schönen nicht geändert

haben. Und wenn man dem Mystiker Jakob Böhme alle seine gewalttätigen Wortdeutungen, die er zur Stütze seiner theosophischen Phantasien aufstellt, durchgestrichen hätte, er würde darum kein Jota seines Systems aufgegeben haben. Es handelt sich hier noch um keine wissenschaftliche Anwendung der Etymologie; denn die würde verlangen, daß die Widerlegung des Vordersatzes auch den Nachsatz als haltlos erwiese. Es sind nur Lichter, die der Maler dem schon fertigen Gemälde aufsetzt. Doch eben dieser Gebrauch hat den göttlichen Plato veranlasst, der Sache auf den Grund zu gehen, den Versuch einer Probe zu machen, ob wirklich aus der Etymologie wahre Erkenntnis zu schöpfen sei, ob die Bezeichnungen der Dinge etwas von ihrem Wesen kund tun. Sein Dialog Kratylos verneint diese Ansicht nicht geradezu. Manche Wörter scheinen ihm aus solchen hergeleitet, die tatsächlich von dem Wesen des zu Bezeichnenden Wahres aussagen. Die nicht aus anderen Wörtern gebildeten Urwörter — denkt er — mögen wohl direkt durch den Charakter ihrer Laute die Art des Benannten verdeutlichen. Aber wie etwa im Buchstabennamen βῆτα zwar das β den Laut richtig bezeichne, aber alles Weitere nur wie zum Schmucke daran gehängt sei, so bleibe man überhaupt bei allen Wörtern stets im Ungewissen, was an ihnen zur wahren Bezeichnung gehöre, was nur als Beiwerk zu betrachten und daher bei der Deutung bei Seite zu lassen sei. Zur sicheren Erkenntnis der Dinge können daher die Wörter nicht dienen.

Also wie ein Goldsucher, der eine Mine verlässt, nicht weil sie kein Edelmetall enthält, sondern nur zu wenig, als dass es die Arbeit und die Kosten der Läuterung lohnte, so wandte sich der Philosoph von der Wortforschung ab. Kein Wunder, dass Spätere — es waren die Stoiker — mit neuer Zuversicht den vom Meister weggeworfenen Grabspaten wieder aufnahmen. Nicht ohne Grund vermutet man, daß eben sie den Ausdruck *ἔτυμολογία* geschaffen haben, aus halb poetischem Sprachgut; denn längst war das alte Adjektiv *ἔτυμος* ‚wahr‘ in der gewöhnlichen Rede durch *ἀληθῆς* ersetzt. Homer, der wiederholt die Redensart *ἔτυμον* oder *ἔτυμα λέγειν* ‚die Wahrheit sprechen‘ gebraucht, mag unmittelbar zu der Wortbildung angeregt haben. Sie will nach einer antiken Definition eine Erklärung der Wörter bezeichnen, durch die das Wahre, das sie enthalten, deutlich zu Tage tritt.

So begann denn das Schürfen nach dem Etymon, dem Stammwort, von dem irgend ein Ausdruck sich herleitet, um das Wahre aufzudecken, das der Name vom Ding aussagt. Hat man nun auch gezeigt, daß diese Etymologie in das Gesamtsystem der Stoa sehr wohl passte, indem ihnen das Sprechen — weil allen Menschen gemeinsam — als etwas nicht vom Menschen Erdachtes und Erklügeltes, sondern von der Natur selbst Gegebenes erschien, so daß zwischen dieser natürlichen Sprache und den äußeren Naturobjekten, die sie bezeichnet, bestimmte, erkennbare Verhältnisse zu erwarten seien, so war

sie doch kein notwendiges Glied des Systems. Namentlich die einzelne Wortdeutung konnte angenommen oder verworfen werden, ohne daß es für das Ganze in Betracht kam. So mußte dieser Wissenschaft der heilige Ernst fehlen, der allein Dauerndes schafft, und wir brauchen schon aus diesem Grunde nicht zu trauern, daß diese Literatur bis auf versprengte Partikeln für uns verloren ist. War so die Etymologie wieder mehr zu einer angenehmen Beigabe der ernstesten philosophischen Forschung herabgesunken, so hat dieser Zustand bis in die Neuzeit fortgedauert, bis Locke und Leibniz ihre Erkenntnistheorien, ihre Lehren von der Entstehung der Begriffe auf die Etymologie und namentlich auf den durch sie aufgedeckten Bedeutungswandel der Wörter zu gründen suchten und so auch diesen Teil der Sprachwissenschaft der engen Verschwisterung mit der Psychologie entgegenführten, die sich in unserer Zeit vollzieht.

Im Altertum nahm zunächst die jugendlich aufblühende Philologie der Philosophie unsere Wissenschaft aus der Hand. Hier, bei der Erklärung literarischer Denkmäler längst vergangener Jahrhunderte, hat die Etymologie als Wegweiser nach der möglichen Bedeutung veralteter oder dialektisch verschiedener Wörter sich oft nützlich erwiesen, und sie hat dieses bescheidene Plätzchen als Dienerin der allgemeinen Interpretationskunst zu allen Zeiten und in allen Literaturen treulich ausgefüllt, ja bei günstiger Gelegenheit z. B. bei der Ent-

zifferung der persischen Keilinschriften, mehr als nur Handlangerdienste geleistet.

Von Philosophie und Philologie freundlich geleitet, trat sie nun als selbständiger Teil in die τέχνη γραμματική, die Sprachlehre ein, — wo sie leider Gelegenheit zu einem höchst unheilvollen Einfluß finden sollte, als man sie zur Aufseherin über die Rechtschreibung bestellte. Von Griechen und Römern meist nur in unsicheren Fällen als Schiedsrichterin angerufen, hat sie dagegen in der neueren Zeit die Aufgabe der Orthographie, einfache Regeln für die Umsetzung der gesprochenen Sprache in die geschriebene aufzustellen, aufs äußerste erschwert, indem sie die unpraktische Forderung, erhob, daß zugleich die Herkunft und der Zusammenhang der Wörter durch die Schrift zum Ausdruck kommen müsse. Erst wenige moderne Schreibsysteme haben den, lästigen Pedanten ganz von sich abzuschütteln gewagt, wozu leider das deutsche nicht gehört.

Doch hat die Etymologie durch die Verbindung mit der Grammatik viel an Methode gewonnen. Die meisten Wörter unserer indogermanischen Sprachen lassen sich in zwei oder mehr Teile zerlegen, die innerhalb des Wortganzen verschiedene Function üben. Ein Wort wie ‚Wohnung‘ ist durch die Lautreihe ‚Wohn-‘ nach Laut und Bedeutung mit den Verbalformen ‚wohne, wohnst, wohnen‘, mit den Adjektiven ‚wohnhaft, wohnlich‘, mit dem Substantiv ‚Bewohner‘ und andern verknüpft, während die Endung ‚-ung‘ es andererseits mit ‚Kleidung,

Nahrung, Schonung' und ähnlichen in eine Reihe stellt. Die erstere Gruppe kann dann weiter auf einen Zusammenhang mit ‚gewohnt, gewöhnen‘ führen, die zweite weist auf ähnliche Lautgruppen wie englisch ‚-ing‘ in ‚dwell-ing‘ usw. hin. Indem die Grammatiker die Wörter nach ihrer grammatischen Function zusammenstellten, wurden sie auf den Bedeutungsunterschied der Anfangsilben, der sogenannten Wurzeln, von den Endsilben, den Suffixen oder Formanten, wie man sie neuestens genannt hat, fast von selbst geführt. Wer ihre Lehren beherzigte, war in der Folge vor Etymologieen bewahrt, wie etwa der im Mittelalter beliebten von ‚Dominicus‘ als ‚Domini custos‘ oder ‚a Domino custoditus‘, durch die der Wortausgang ohne Rücksicht auf alle andern Wörter erklärt wird, die gleichfalls auf -cus oder -icus endigen, also durch die Deutung mit umfaßt werden müßten. Bisher hatte man aber allgemein so etymologisirt. In der Zerlegung des Einzelworts war freilich die griechisch-römische Grammatik längst überflügelt durch die indische. Durch den klaren Bau ihrer Sprache begünstigt, haben die Inder mit bewunderungswerter Praecision die Trennung ihrer Wortkörper in einzelne Glieder vorgenommen, zu dem praktischen Zweck, durch Regeln über die Synthese dieser Elemente in knappster Fassung den Wort- und Formenbestand ihrer Kunstsprache, des Sanskrit, möglichst vollständig dem Schüler zu übermitteln. Diese Wortzerlegung in Wurzeln und wortbildende Bestandteile galt

lange geradezu für eine Hauptaufgabe der Etymologie. So konnte dieser Ausdruck in England zu der Bedeutung Wortlehre im allgemeinen gelangen, allerdings wohl unterstützt durch die seit dem 17. Jahrhundert auftretende falsche Übersetzung von Etymologie als ‚Gebrauch richtiger Wörter‘. Der Engländer teilt daher oder teilte wenigstens bis vor kurzem die ganze Grammatik in die drei Hauptteile: Orthographie oder Lehre von den Buchstaben und Lauten, Etymologie, die Lehre vom einzelnen Wort, sowohl was Stammbildung als Flexion anbelangt, und Syntax, die Function der Wörter im Satze. Gewöhnlich aber gab sich anderwärts der Etymologe, insofern ihn die Herkunft und die Verwandtschaft der Wörter beschäftigte, nur mit der sogenannten Wurzel ab. Der Jesuitenpater Besnier, der im 17. Jahrhundert eine Einleitung zu dem etymologischen Wörterbuch der französischen Sprache des gelehrten Ménage schrieb, rühmt es ausdrücklich als Vorzug des wahren Etymologen, daß er die wurzelhaften Wortbestandteile von den übrigen, gleichsam zufälligen zu scheiden wisse; denn über letztere sich den Kopf zu zerbrechen, wäre ‚unnütz und lächerlich‘.

Ein Jahrhundert später dachte man freilich anders. Hatte man doch entdeckt, daß manche der letzteren Elemente ursprünglich selbständige Wörter, also einst selber wurzelhaft gewesen sind. Das romanische Futurum, italien. *prendrò* französ. *prendrai* — ein beliebtes Musterbeispiel — ist deutlich aus dem Infinitiv *prendere*, *prendre* und *ho*,

ai ‚ich habe‘ zusammengesetzt. Also wird mán, so wurde mit falscher Generalisierung geschlossen, wohl alle Endungen unserer Sprachen auf solche selbständige Wörter zurückführen müssen. Auf diese Vermutung führte auch die Bedeutung mancher Sprachbestandteile. Wie kann ein scheinbar einheitliches Wort wie das lateinische Futurum *i bo* eine so komplizierte Vorstellung wie ‚ich werde gehen‘, also außer dem Begriff ‚gehen‘ auch die Beziehung auf den Sprechenden und auf die Zukunft ausdrücken? So fragte um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert der Engländer Horne Tooke. Offenbar nur darum, weil drei verschiedene Wörter zu einem verschmolzen sind: *i* bezeichnet den Begriff ‚gehen‘ wie in ‚*i-re i-mus*‘, *o* die Beziehung auf den Sprechenden — es mag aus einem Pronomen der ersten Person verkürzt sein —; in *b* werden wir dann den Rest eines Verbuns wie griech. βούλωμι ‚ich will‘ zu sehen haben, so daß, wie der Engländer das Futurum durch ‚he will go‘ ausdrückt, so auch die Vorfahren der Römer dafür ‚gehen will ich‘ gesagt haben.

Ich darf wohl an der Hand dieses Beispiels daran erinnern, worin das Trügerische eines solchen Schlusses besteht. Futura wie *i bo*, *amabo* sind speziell lateinisch; nicht nur in keiner andern indogermanischen Sprache findet sich direkt Vergleichbares, auch innerhalb der altitalischen Dialekte steht das Lateinische nebst dem nahe zugehörigen Faliskischen mit dieser Bildung allein. Vermutlich ist es eine Neubildung, er-

wachsen auf dem Boden des Imperfekts *ibam*, *amabam*, dem man als gemeinitalisch ein höheres Alter zuschreiben darf. Beim häufigsten aller Verben, dem Verbum ‚sein‘, unterschied sich das Futurum vom Imperfekt nur durch die Endungen: *ero*, *eris*, *erit* neben *eram*, *eras*, *erat*. Nach diesem Muster konnten die Lateiner neben die schon bestehenden Imperfekte *amabam*, *ibam* neue Futura *amabo*, *ibo* stellen. Ist das richtig, so ergibt sich als prinzipiell falsch, speziell in dem *b* die Bezeichnung des Futurums zu suchen, das ja auch im praeteritalen Imperfekt sich findet, und das dem Muster *ero* fehlt. Das Irrtümliche des Verfahrens beruhte darauf, daß jene erste Periode der historischen Spracherklärung noch nicht erkannt hatte, wie viel häufiger als durch Zusammensetzung neue Formen durch solche Proportions- oder Analogiebildungen entstehen.

Es war aber ein Glück, daß eben diese Auffassung, die wir heute als teilweise irrig erkennen, die Aufmerksamkeit jener Zeit vor allem auf die nicht wurzelhaften Bestandteile der Wörter lenkte. Denn sie führte Franz Bopp dazu, die unsichere Wurzeletymologie bei Seite liegen lassend, gerade an diesen wortbildenden Elementen die Zusammengehörigkeit aller der Sprachen zu erweisen, die wir die indogermanischen zu nennen pflegen, und so auch der etymologischen Forschung ungeahnt reiches neues Material zuzuführen, an dem sie ihre Grundsätze erst eigentlich herausbilden und prüfend bewähren konnte.

Ihre Grundsätze! Was hatte die Etymologie bisher für Grundsätze gehabt? Die Besonneneren verlangten, daß die verglichenen Wörter sich nach Laut und Bedeutung nahe stehen, daß man in unsichereren Fällen nur solche Lautentsprechungen annehme, die man in irgend welchen evidenten beobachtet habe. Es wäre, so scheint uns jetzt, für die Romanen ein Leichtes gewesen, aus dem Verhältnis ihrer Wörter zu den lateinischen weit festere Regeln zu gewinnen. Aber da fehlte der unmittelbare Antrieb. Die meisten ihrer Sprachbestandteile ließen sich mit Leichtigkeit auf ihren römischen Ausgangspunkt zurückführen; die paar zweifelhaften Fälle genügten nicht, eine solche neue Wissenschaft hervorzurufen. Anders auf dem germanischen Gebiet. Obgleich auch hier viele Sprachen in ähnlichen verwandtschaftlichen Beziehungen neben einander liegen wie die romanischen Dialekte, so fehlt doch eine Grundsprache, in der die Einigung ohne weiteres gegeben wäre. Wer ihre Übereinstimmung trotz äußerer Verschiedenheit im Einzelnen nachweisen will, muß daher die lautlichen Verhältnisse, die zwischen ihnen herrschen, genauer praecisieren. So ist es kein Zufall, daß gerade hier die Grundlage für eine gesunde Etymologie in der regelmäßigen Lautentsprechung aufgedeckt wurde. Eine aufsteigende Linie führt von dem Niederländer ten Kate im Anfang des 18. Jahrhunderts über den Dänen Rask zu Jakob Grimm, dessen Resultate, in einzelnen Stücken schon über das rein Germanische hinausgreifend, von

der jugendlichen allgemeinindogermanischen Sprachwissenschaft bald freudig adoptiert und höchst fruchtbar gemacht wurden.

Daß die Wörter in ihren Lauten — oder Buchstaben, wie man von der geschriebenen Sprache ausgehend, meist sagte, — sich ändern, war natürlich längst bemerkt worden. Bequemlichkeit und Lässigkeit der Menschen oder auch das Streben nach Wohlklang, euphonische Gründe, pflegten hauptsächlich dafür verantwortlich gemacht zu werden. Wie sonderbar die Entdeckung, daß lange Reihen von Sprachlauten mit der Praecision preußischer Grenadiere alle genau dieselbe Bewegung vollziehen. Ohne jede Rücksicht auf die Bedeutung kann man darauf rechnen, daß jedem anlautenden z des Hochdeutschen etwa in englischen verwandten Wörtern ein t entspricht: zehn — ten, zwei — two, Zahn — tooth, Zeichen — token, zu — to und so fort, und wenn man sich ans Latein wendet, findet man fast ebenso regelmäßig ein d: decem, duo, dens. Sollte Bequemlichkeit ein t an die Stelle des älteren d, ein z an die Stelle von t gesetzt haben? Oder sollte das z den hochdeutschen Stämmen so schön geklungen haben, daß es alle ihre Mitglieder aus ästhetischen Gründen dem t vorzogen? Konnte dieser Änderung überhaupt irgend eine Absicht, eine menschliche Willenshandlung zu Grunde liegen? Und je mehr alte und neue Sprachen durchforscht wurden, je genauer man auf die Bedingungen, die Stellungen des einzelnen Lautes achtete, in denen er sich verändert, um so massenhafter

traten die Beispiele des reihenweisen Lautwechsels zu Tage. Wie eine Seuche, wie ein alles durchsetzender Gährungsstoff scheint die Veränderungstendenz in das gesamte Material einer Sprachgenossenschaft einzudringen und es nach ein und derselben Richtung hin umzugestalten. Kein Wunder, daß ein führender Sprachforscher die Sprache als einen selbständigen Organismus auffassen konnte, dessen Lebenserscheinungen, unbeeinflußt von der menschlichen Willkür, durch eigene Gesetze geregelt würden.

Die Etymologie mochte sich wohl beklagen, eine Schlange an ihrem Busen genährt zu haben, die ihr über den Kopf wachse und sie zu ersticken drohe. Waren zunächst diese Beobachtungen des Lautwechsels nur gemacht worden, um die Vergleichung verwandter Wörter, um die Etymologie zu stützen, so wurde diese jetzt vielfach nur noch als Dienerin benutzt, Material für jene herbeizuschaffen. Trotzdem hatte sie viel durch diese Symbiose gewonnen. Nicht nur erhob die Festlegung des regelmäßigen Lautwandels manche ältere Wortdeutung aus dem Bereich der bloßen Möglichkeit in das der Sicherheit oder doch Wahrscheinlichkeit, man lernte nun auch Wörter mit einander einleuchtend verknüpfen, deren Lautgestalt im Lauf der Jahrhunderte so weit auseinandergegangen war, daß die ältere etymologische Forschung einen Zusammenhang niemals hätte erraten können. Außerdem gewann jede einzelne Etymologie an Bedeutung und damit an Ernst. Wenn

etwa immer wieder die Frage erörtert wurde, zum Teil noch erörtert wird, ob griech. θεός und latein. deus, ob latein. habere und deutsch ‚haben‘ etymologisch zusammengehören oder nicht, so handelt es sich nicht nur um diese zwei Einzelfälle; sondern je nach der Bejahung oder Verneinung erscheinen verschiedene weitere Etymologien als möglich oder wankt die Beweisführung für eine ganze Reihe anderer. Ja, die etymologische Forschung war fast auf dem Sprunge, in die Klasse der exakten Wissenschaften einzutreten, als die Frage gestellt und von manchen bejaht werden konnte, ob nicht überhaupt der Lautwandel stets reihenweise vor sich gehe, stets alle gleichartigen Fälle durchdringe. Je kleiner durch immer neue Entdeckungen das Gebiet wurde, auf das sich der sporadische Lautwandel — so bezeichnete man gewöhnlich den nicht durchgehenden — beschränkt sah, um so mehr wuchs das Mißtrauen gegen seine Existenzberechtigung überhaupt. So wagte es eine Gruppe von Forschern als Axiom auf ihre Fahne zu schreiben, daß sich der gewöhnliche, das heißt, wie schon angedeutet, der ohne engern Zusammenhang mit der Bedeutung der Wörter vor sich gehende Lautwechsel innerhalb der einzelnen Sprachgenossenschaft nach ausnahmslosen Gesetzen vollziehe, daß also für jede Abweichung eine Ursache zu suchen sei, die außerhalb der Zone des regulären Lautwandels liegen müsse. Das letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts hat in der Sprachwissenschaft größtenteils diesem prinzipiellen Streite und

dem Versuch gegolten, diese Ansicht in allen Fällen zur Geltung zu bringen. Man wird heute aussprechen müssen, daß sie nicht gesiegt hat. Wohl folgt die große Masse der Sprachbestandteile solchen Veränderungsgesetzen, aber ganze Gruppen von Wörtern sowie einzelne Wildlinge gehen ihre besonderen Wege.

Suchen wir, uns mit zwei Strichen ein Bild dieser Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit zu entwerfen! Daß die Mitglieder einer Sprachgenossenschaft in der Sprache übereinstimmen, also im Vergleich zu früheren Generationen die gleichen Veränderungen aufweisen, beruht, wie leicht zu ersehen, auf ihrem Verkehr unter einander, auf der Ausgleichung der individuellen Sprachen. Spaltet sich eine Sprachgenossenschaft etwa durch Auswanderung und wird der Verkehr unterbrochen, so fängt bald auch die Sprache beider Hälften an zu divergieren; rücken verschiedene Dialekte als Nachbarn in engem Verkehrskreis zu einander, so werden sie sich in der Folge der Generationen immer ähnlicher. Der Ausgleich unter den Sprachgenossen vollzieht sich aber vornehmlich in der Kindheit, in der Zeit, da die Artikulationsweisen noch nicht so fest eingeübt sind, wo sich die eigene Lauterzeugung noch leichter nach den Klangbildern richtet und ändert, die das Ohr der Sprache anderer entnimmt. Von zuerst höchst unvollkommenen Nachahmungsversuchen schreitet das Kind, um besser verstanden, um nicht ausgelacht

zu werden, allmählig zur genauesten Anpassung an die Sprechweise seiner Umgebung vor und bildet sein Gefühl für diese so fein aus, daß es wohl schon den Bewohner des Nachbardorfs an minimalen Unterschieden der Lautgebung erkennt. Freilich, jedem Individuum gelingt das nicht vollkommen. Wir alle kennen erwachsene Personen, die etwa das s, das l nicht so sprechen wie ihre Sprachgenossen; sie gehen, wie man zu sagen pflegt, mit einem Sprachfehler durch's Leben. Und bei genauer Untersuchung treten solche individuellen Diskrepanzen in großer Menge zu Tage. Diese Abweichungen sind durchgehend, sie durchdringen das ganze Sprachmaterial des Betreffenden ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Beruhen sie doch darauf, daß er überhaupt nicht im Stande ist, den Laut oder die Lautgruppe richtig zu artikulieren; zweitens aber auch darauf, daß er nun immer dasselbe Aequivalent an seine Stelle setzt. Diese Konsequenz in der Lautvertretung, die Proportionalität, beobachtet man schon beim Kinde, sobald es über die erste Stammelperiode hinaus ist und eine grössere Anzahl von Wörtern nachzusprechen beginnt. Wie manche Kinder ersetzen jedes k oder jedes s durch t oder sprechen umgekehrt kr für jedes tr und sofort. Nur so sind sie imstande, eine grosse Quantität von Wörtern, die für sie einstweilen unaussprechbare Laute oder Lautreihen enthalten, verhältnismäßig leicht zu reproduzieren, indem sie die Proportion, die sich zufällig in einigen Mustern dieser Art herausgebildet

hat, verallgemeinern. Sie haben gewissermaßen zwei Sprachen im Ohr, die ihrer Umgebung und ihre eigene, die in bestimmten lautlichen Verhältnissen zu einander stehen; dieses Verhältnis benützen sie nun jedesmal, wenn sie fremde Sprache in eigene umsetzen. Solches Proportionalitätsgefühl geht sehr weit. Man hat einen zweijährigen Knaben beobachtet, der sonst ziemlich korrekt sprach, der aber ausschließlich im Verkehr mit seinem jungen Schwesterchen konsequent r mit j vertauschte, weil dieses in seiner stammelnden Sprache in einigen Wörtern das unsprechbare r durch j ersetzte. So sind wir von Kindheit auf geübt, uns unsern Mitunterrednern in der Sprache anzupassen und zu diesem Zwecke die lautlichen Proportionen zu benützen. Das alemannische Kind, das die deutsche Schriftsprache erlernt, hat bald heraus, daß jedem geschlossenen î seines Dialekts ein schriftdeutsches ei zu entsprechen pflegt: ‚sîte — Seite, fîn — fein, Fîr — Feier‘, und fast jedes verfällt daher zunächst in den Fehler, für ‚Papier‘ (p a p î r) schriftdeutsches ‚Papeier‘ einzusetzen. Es wartet also nicht ab, bis es alle schriftdeutschen Wörter mit dem Gedächtnis erfaßt hat, sondern bildet proportional frisch drauf los.

Diese Proportionalität ist es nun ja eben, was wir bei Vergleichung zweier Perioden einer Sprache durchgehenden Lautwandel nennen, indem eine Artikulation unter der gleichen Bedingung konsequent durch eine andere ersetzt erscheint. Daß es sich hier um den gleichen Prozeß handelt, geht schon

daraus hervor, daß öfter in Nachbargebieten derselbe Lautwechsel nicht unter ganz denselben Bedingungen eintritt; es sind von denen, die ihn im Verkehr adoptiert haben, die ursprünglichen Grenzen der Proportion nicht genau erfaßt worden, so daß sie in der Nachahmung die Lautvertauschung in zu engem oder zu weitem Umfang vollziehen.

Wohl ist von einigen Seiten bestritten worden, daß der Lautwandel seinem Ursprung nach wesentlich auf unverbesserten Sprachfehlern des Kindes beruhe. Es müsse mindestens eine gewisse allgemeine, vielleicht physische Praedisposition der Sprachgenossen hinzutreten; sonst lebe der Sprachfehler eben nur als individuelle Abnormität weiter und sterbe mit seinem Träger ab. Das kann nur dem einleuchten, der die Menschen als gleichwertige Rechenpfennige betrachtet. Sie sind das aber in Bezug auf die Sprache natürlich so wenig wie in jeder anderen Beziehung. Der eine übt mächtigen Einfluß auf seine Umgebung, der andere läßt sich leicht selber beeinflussen; der eine schmiegt sich willig an fremde Muster und Verhältnisse an, der andere bleibt starr und konservativ. Man findet Leute, die zwanzig Jahre in einer fremden Gegend zugebracht haben, ohne ihre heimatliche Sprechweise hörbar zu modifizieren; auf die Sprache anderer färbt die ihrer Umgebung schon nach wenigen Monaten deutlich ab. Bei den Kindern spielt die Gruppenbildung, der Zusammenschluß Vieler um einflußreiche Einzelne bekanntlich eine fast noch größere Rolle. Der der

Kinderstube entwachsene Junge steht bald ebenso sehr oder mehr als unter dem Einfluß des elterlichen Hauses unter dem seiner Alters- und Spielgenossen. Dort sucht er vorzugsweise seine Muster wie für sein ganzes Gebahren, so auch für seine Sprache. So können sich Kerne bilden, die gewisse Abweichungen von den älteren Generationen durch den engen Verkehr unter sich befestigen und sie auf andere, namentlich jüngere Gruppen, auf die sie Einfluß gewinnen, übertragen. Es ist mehrfach beobachtet, daß solche Sprachänderungen den Ältern durchaus nicht immer unbemerkt bleiben, daß sie sich ihnen aber trotz ihrer Mißbilligung machtlos gegenüber sehen. Es entstehen dann Perioden, wo zwei oder mehr Aussprachen in einer Sprachgenossenschaft neben einander bestehen, so daß wohl auch der einzelne je nach dem augenblicklichen Verkehrsobjekt die eine oder andere anwendet, mindestens aber so, daß auch der, der selber nur eine ausübt, die verschiedenen Klangbilder als gleichwertig im Ohre hat und durch das Vernehmen der andern nicht überrascht und verletzt wird, bis dann allmählig, in einzelnen beobachteten Fällen erst nach Verlauf mehrerer Generationen, die Ausgleichung unter den Sprachgenossen nach dieser oder jener Richtung eintritt. Daß diese Ausgleichung eben durch die Proportionalität der Sprachänderungen sehr erleichtert wird, ist klar.

Doch gibt es, wie schon angedeutet, Gruppen von Wörtern, die in den verschiedensten Sprachen öfter über die

regelmäßigen hinausgehende lautliche Veränderungen erleiden. Es sind häufige Wörtchen von leichtestem logischen Gewicht wie Konjunktionen, Praepositionen und andere Partikeln, Verben von sehr allgemeinem Sinn und Gebrauch wie ‚gehen, haben‘ und sogenannte Hilfszeitwörter; auch einst bedeutungsvollere Ausdrücke, die aber in formelhaftem Gebrauch, etwa als Begrüßung oder höfliche Anrede, ihre eigentliche Bedeutung verloren haben, wie wenn man im Französischen *monsieur* (msjö) für *mon seigneur* sagt, da wo man den Angeredeten keineswegs als seinen wirklichen Herrn bezeichnen will. Von vorn herein dürfte man freilich erwarten, daß der besonders häufige Gebrauch einer Artikulationsreihe gerade ihre genaueste Reproduktion erleichtern würde. Doch handelt es sich offenbar um eine gewisse Nachlässigkeit beim Sprechen, um eine Ersparung von Kraftaufwand bei der Artikulation. Eine solche kann allerdings gelegentlich beliebige Sprachbestandteile treffen. Aber bei bedeutungsvolleren Wörtern vermag die nachlässigere Form nicht durchzudringen, falls sie nicht auf einem gang und gäben, weil proportionalen Lautwechsel beruht. Sonst erschwert ihr Gebrauch das Verständnis und zwingt oft zur Wiederholung der Rede. Bei jenen leichten, häufigen Wörtchen genügt aber gewöhnlich im Satzzusammenhang eine bloße lautliche Andeutung zur Erfassung des Sinnes; es kann sich daher die für jeden Sprechenden bequemere nachlässigere Form nicht durchsetzen. — Damit ist aber das Prinzip

gesprengt, daß der Lautwechsel von Natur durchgehend und ausnahmslos sei.

Ermöglicht hier die große Häufigkeit ein Ausbrechen des Wortes aus den allgemeinen lautlichen Schranken, so kann das Gleiche auch durch seine Seltenheit veranlaßt werden. Denn was bedingt die große Stabilität der Sprache, das Abweisen der meisten individuellen Abweichungen, als daß jedem erwachsenen Sprachgenossen das Wort in seiner gewöhnlichen Lautform so vertraut ist, daß eine veränderte Aussprache desselben ihm unvernünftig und lächerlich vorkommt und er dagegen reagiert? Nun gibt es aber seltenere Wörter, deren Form nicht bei allen Sprachangehörigen so fest sitzt, daß sie eine Abweichung sofort bemerken und zu verbessern vermögen. Es kann daher irgend eine verhörte oder falsch reproduzierte Wortform wiederholt ohne Widerspruch gebraucht, dann von andern nachgesprochen und schließlich allgemein werden. Das ist längst an eindringenden Fremdwörtern beobachtet. Wenn das italienische *tartufole* sich im Deutschen zu Kartoffeln hat umgestalten können, so hängt das nicht etwa mit einer besonderen Neigung des Deutschen zusammen, t mit k zu vertauschen, sondern damit, daß die richtige Form, das im 18. Jahrhundert daneben auftretende ‚Tartuffeln‘, zu wenigen bekannt war, als daß sie sich der zufällig verunstalteten kraftvoll entgegengesetzt hätte. Es tritt aber immer deutlicher hervor, daß auch bei einheimischen Wörtern ähnliches vor-

kommt. Wer z. B. die Namen der Tiere, die dem Menschen nicht so nahe stehen wie etwa die Haustiere und die nicht aus irgend einem andern Grunde das allgemeine Interesse zu erregen pflegen, durch sämtliche Mundarten einer Sprache verfolgt, der findet eine solche fast endlose Reihe von Variationen jeder Art, daß er wohl daran verzweifelt, alle in irgend einem Fache der gewöhnlichen Lautänderungen unterzubringen. Die Bezeichnungen dieser Wesen, die, den Naturfreund oder bestimmte Berufsklassen ausgenommen, nur selten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, haften offenbar im Gedächtnis mancher Kreise nur sehr schwach und müssen daher allerlei zunächst individuelle Änderungen erdulden. Derartige wird immer mehr zu Tage treten. Es zeigt sich aber schon an diesen Fällen, daß auch außerhalb des regelmäßigen Lautwechsels liegende Abweichungen einzelner Individuen allgemein werden können. Solcher vereinzelter Lautwandel ist übrigens in den Fällen, wo sich schwer eine Proportion bilden kann, weil es sich um Änderung sehr langer, komplizierter Artikulationsreihen handelt, auch von den strengen Anhängern der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze anerkannt worden; sie verstossen ja freilich gegen kein Lautgesetz.

Es verbietet sich, hier auf weitere Einzelheiten einzugehen, etwa auf den Fall, wo der Lautwechsel sich darum gesetzmäßig vollzieht, weil eine Sprache auf eine fremde Sprachgenossenschaft übertragen wird und diese, dadurch daß

sie ihre alte Artikulationsweise und Intonation beibehält, die Laute der neuen Sprache konsequent umgestaltet — ich erinnere nur an das Hochdeutsche im Munde der Niederdeutschen —; oder auf den Fall, daß ein absichtlich von einem Einzelnen verändertes Wort allgemein angenommen wird, wie es vielleicht der Kurzbildung *Aut* für *Automobil* beschieden sein wird. Das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß, wenn die Etymologie eine Zeit lang hoffen konnte, in der genauen Beobachtung des gesetzlichen oder proportionalen Lautwandels ein sicheres Kriterium und Beweismittel zu erlangen, sie in dieser Hoffnung getäuscht worden ist, eine so vortreffliche Hilfe sie auch für die allermeisten Fälle darin gewonnen hat.

Das Bewußtsein ihrer Unsicherheit ist ferner noch gewachsen durch die genaue Verfolgung einer Klasse von Ausnahmen, die auch die Vertreter der ausnahmslosen Lautgesetze immer anerkannt haben, ja deren Aufstellung überhaupt erst gestattete, den Lehrsatz zu formulieren. Es sind die lautlichen Änderungen der Wörter, die auf dem Einfluß bedeutungsverwandter beruhen. Wenn das althochdeutsche Adjektiv *guldin* in den für unsere Schriftsprache maßgebenden Dialekten nach den Regeln des Lautwandels als *gülden* erscheinen müßte, statt dessen aber heute *golden* heißt, so ist nicht zweifelhaft, daß durch den Einfluß des nahe verwandten Substantivs *Gold* das *o* an die Stelle von *ü* getreten ist, daß es sich also um

einen Lautwechsel handelt, der in erster Linie auf der Bedeutung des Wortes beruht. In diesem Fall liegt die Sache besonders klar, weil noch das ältere Neuhochdeutsch die regelrechte Form *gülden* tatsächlich kennt. In hundert andern können wir den Vorgang nur erschließen, weil die gesetzmäßige Form zu früh von der neugebildeten erstickt wurde, als daß sie uns eine Spur hinterlassen hätte. Ob es sich um solche Umbildungen oder aber um wirkliche Neubildungen in der Sprache handelt, der Prozeß ist meist ein sehr ähnlicher. Als vor einigen Jahren das Zeitwort ‚telephonieren‘ neugebildet wurde, wie kam das zu Stande? Einerseits knüpfte es natürlich an das Substantiv ‚Telephon‘ an, andererseits richtete es sich wohl zunächst nach ‚telegraphieren‘ in seinem Verhältnis zu ‚Telegraph‘ und vielleicht noch nach andern Verben auf ‚-ieren‘. Es gilt so für die allermeisten Neu- oder Umbildungen die Regel, daß sie mindestens zwei, oft mehr Erzeuger unter dem bisherigen Wortmaterial haben, und der Etymologe hätte eigentlich die Aufgabe, ihnen allen nachzugehen. Praktisch zieht er sich gewöhnlich, wo das Wort sich anderwärts nicht vollständig wiederfindet, auf die Verwandtschaft der wurzelhaften Bestandteile zurück und überläßt die Verknüpfung und Erklärung der wortbildenden Elemente, in unserm Beispiel der Endung ‚ieren‘, der Grammatik im engeren Sinne. Allein auch die Wurzelsilben nehmen an der Umbildung gerade so teil wie die Formanten. Unter dem

gemeinsamen Einfluß von ‚Flamme‘, ‚flammen‘ und von ‚schimmern‘ und etwa auch ‚glimmern‘, das neben ‚glimmen‘ vorkommt, ist das neuhochdeutsche Verbum ‚flimmern‘ geschaffen worden, und die Bezeichnung des weiblichen Rehs als ‚Ricke‘ ist wahrscheinlich aus einer Kreuzung von ‚Reh‘ und ‚Zicke‘, dem Namen des jungen Rehs, erwachsen. Das lautliche Element, das nun die bedeutungsverwandten Wörter ‚Reh‘ und ‚Ricke‘ mit einander verbindet, also was man sonst Wurzel nennt, reduziert sich somit hier auf ein bloßes R. Ähnliche Wortpaare oder -reihen finden sich nun in alter und junger Zeit in allen Sprachen, so etwa im deutschen ‚glänzen‘, ‚gleißen‘ und ‚glitzern‘, ‚glimmen‘, auch ‚glühen‘ oder in ‚speien‘, ‚Speichel‘, ‚spützen‘, ‚spucken‘, wo die Wurzel auf gl- oder sp- beschränkt scheint. Die ältere Etymologie glaubte sich in derartigen Fällen ursprünglicheren, kürzern Formen von Wurzeln, die ihr ja größtenteils als Reste selbständiger Wörter einer früheren Sprachperiode galten, gegenüber zu sehen und zerlegte nach solchen Mustern wohl auch andere lautreiche Wurzeln in kürzere Wurzeln und Elemente, die sie als formantisch ansah. Namentlich in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts war diese Methode in verschiedener Ausdehnung beliebt; sie ist aber bis heute nicht ganz erloschen, obschon eine große Menge von Beispielen den gewöhnlichen Ursprung solcher scheinbarer Urelemente klargelegt hat.

In derartigen Fällen ist auch der sonst auf die Wurzeln sich beschränkende Etymologe genötigt, den zwei oder mehr Ausgangspunkten des Wortes nachzugehen. Und da diese erzeugenden Wörter selber wieder durch Kreuzung verschiedener älterer geschaffen sein können, so erhellt ohne weiteres, daß er dann eine annehmbare Erklärung meist nur bei solchen Sprachgebilden zu geben vermag, die in einer gut bekannten Periode der Sprache zu Stande gekommen sind. Wie viele von uns könnten ihre sämtlichen Ahnen nach der Vater- und Mutterseite auch nur bis zur fünften Generation sicher erkunden? Auch bei eifrigem Nachforschen würden wir bald auf verlorene oder verbrannte Kirchenbücher stoßen, die den Faden abreißen lassen. Ebenso sind viele Vorfahren der einzelnen Wörter spurlos verschollen und ihre Verwandten in andern Sprachen kaum mehr vermutungsweise zu erkennen.

So hat die Etymologie, die eine zeitlang an der Hand starr formulierter Regeln und durch Beschränkung auf gewisse Bestandteile des Worts fast untrügliche Wege zu wandeln vermeinte, ihren Charakter wieder etwas verändert. Sie ist, man möchte sagen, menschlicher, sie ist weniger mechanisch geworden. Jeder Fall will individuell behandelt sein, jedes Wort nach dem Milieu beurteilt werden, in dem es sich bewegt. Da das aber nur in historischen Perioden möglich ist, hat die etymologische Forschung eine deutliche Schwenkung nach der Neuzeit hin vollzogen. Richtete sie früher ihr Augenmerk

wohl vorzüglich auf die ältesten Bestandteile der Sprache und ließ sie etwa junge Lehnwörter ganz bei Seite liegen, so hat sie neuerdings gerade solches von auswärts einströmendes Sprachgut mit Vorliebe unter die Lupe genommen. Nicht den älteren Sprachbestand festzulegen, sondern den Ursprung und das allmähliche Anwachsen des gesamten Wortmaterials einer bestimmten Periode zu bestimmen, ist ihr Vorwurf. Hier hat sie schon die schönsten Früchte gezeitigt, indem sie sich in den Dienst der kulturgeschichtlichen Forschung gestellt hat, teils ihre Ergebnisse reich illustrierend, teils ihr neue Wegeweisend und eröffnend. Welche historische Bedeutung hat doch schon ein einzelner Nachweis wie der, daß das lateinische Wort *poena* von den Griechen entlehnt ist!

Aber gewiß, auf das entlehnte oder sonstwie nur kulturgeschichtlich wichtige Material kann sie sich nicht beschränken. Man verlangt von ihr, daß sie den Ursprung aller Sprachbestandteile aufhelle. Was heißt das? Offenbar nicht sowohl, daß sie die ältere äußere Gestalt der Wörter erkunde, daß sie die lautlichen Änderungen angebe, die sie erlitten haben. Die Allgemeinheit fragt in erster Linie nach der geistigen Seite, nach der Bedeutung des Wortes. Im engen Anschluß an die Antike findet man gelegentlich noch in modernen etymologischen Wörterbüchern die Angabe, sie wollen den ‚eigentlichen Sinn‘ der Wörter aufdecken. Das bedeutet nicht etwa, daß sie von ihrer eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung, der

gewöhnlichen und der übertragenen Verwendung zu handeln gedenken. Man sieht bald, daß sie vielmehr zeigen wollen, durch welchen Bedeutungswandel die Wörter oder Wortelemente ihren augenblicklichen Sinn erhalten haben. Der Etymologe des Neuhochdeutschen hat seine Aufgabe für sein Publikum befriedigend erfüllt, wenn er z. B. nachgewiesen hat, dass ‚der Schrecken‘ in älterer Zeit ‚das Aufspringen, Auffahren‘ bedeutete, daß also die Bezeichnung der äußeren Begleiterscheinung auf das innere Gefühl des Erschreckens übertragen wurde. Und wenn er darüber hinausgeht, etwa nach Verwandten des Wortes in andern Sprachen sucht, so ist das gewissermaßen eine freiwillige Beigabe, falls er nicht etwa dieses Wort nebenbei auch dazu benützen will, um den Zusammenhang der verschiedenen Sprachen zu erhärten. Denn wie das Verbum ‚schrecken‘ zu seiner früheren Bedeutung gekommen ist, steht mit der Erklärung des Neuhochdeutschen in keinem engern Zusammenhang. Oft freilich muß er über die eine Sprache hinausgehen, um den letzten entscheidenden Bedeutungswandel zu erhaschen, und hie und da führt selbst die Sprachvergleichung nicht zu diesem Ziel, wenn nämlich eine Bedeutung sich seit Urzeiten ohne wesentliche Änderung bewahrt hat. Verben wie ‚essen‘ und ‚sitzen‘ bedeuten auch in den verwandten Sprachen dasselbe, wie z. B. lateinisch *edere* und *sedere* zeigen, und haben das ohne Zweifel schon in der urindogermanischen Zeit getan. Da bleibt als die eigentliche, lös-

bare Aufgabe des Etymologen, wenigstens die Ausdrücke zu erklären, die eine merkliche Bedeutungsverschiebung aufweisen, wie etwa ‚setzen‘ in ‚über einen Graben setzen‘, ‚das Entsetzen‘ und ähnliche. Praktisch pflegen allerdings unsere rein etymologischen Wörterbücher diese Aufgabe der Lexikographie im engeren Sinn zu überlassen und begnügen sich, die älteste Bedeutung und Form der Wörter oder wohl gar nur der Wurzeln nach Möglichkeit festzulegen.

Die psychischen Vorgänge, auf denen der Bedeutungswandel der Wörter beruht, zu rubrizieren und zu verdeutlichen, sind heute Sprachwissenschaft und Psychologie wetteifernd bemüht. Doch nicht solche allgemeine psychologische Gesetze sind es, was in erster Linie von der Etymologie verlangt wird, sondern die Erklärung des Einzelfalls. Das führt mich zu der Frage nach ihrer Stellung im Gesamtkreise der Wissenschaften.

Bei der Gründung der hiesigen kulturwissenschaftlichen Gesellschaft ist aus unserm Kreise heraus eine Zweiteilung aller Forschungszweige in Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften auf die Art ihrer Begriffsbildung zu gründen versucht worden. Die Naturwissenschaften, zu denen nach dieser Definition auch die Geisteswissenschaft, die wir Psychologie nennen, gehört, wollen das Einzelne unter das Allgemeine subsummieren. Die einzelne Erscheinung wird erforscht, nur weil sie ein Beispiel ist für eine ganze Reihe anderer, die sich mit ihr durch

gewisse Gemeinsamkeiten zu einem Ganzen zusammenschließen. Der Botaniker untersucht Form und Wachstum eines einzelnen Blattes, nicht weil dieses Individuum sein eigentliches Interesse erregt, sondern um die Gesetze herauszufinden, nach denen alle Blätter des Baumes oder der ganzen Gattung oder aller Pflanzen sich gestalten und wachsen. Anders, so wurde damals ausgeführt, der Historiker, der kulturwissenschaftliche Forscher. Er geht gerade auf die Darstellung des Einzelnen, des Individuellen aus, dessen, was nur einmal dagewesen ist. Er wählt solche Einzelne aus der Menge aus, die sich durch wertvolle Eigenheiten von ihr unterscheiden, und am Individuum ziehen ihn nicht die allgemeinen, sondern die ihm ausschließlich eignenden Erscheinungen an. Wohin gehört dann die Etymologie?

Man möchte sagen, zu beiden. Denn ohne Zweifel geht sie wie die menschliche Geschichte auf das Einzelne. Das einzelne Wort soll sie erklären, soll seine Geschichte nach Bedeutung und Laut aufhellen; aber jedes für sich, nicht als typischen Fall. Denn die Gesetze des Bedeutungs- und Lautwandels sind der Etymologie nur Hilfswissenschaften, während sie der allgemeinen Sprachwissenschaft allerdings wesentlich sind. Andererseits trifft die etymologische Deutung nicht wie die Historie eine Auswahl unter den Wortindividuen nach dem Wertvollen. Schon ihre Geschichte zeigt, daß sie von Anfang an auf die Erklärung aller Sprachbestandteile ohne Ausnahme ausgeht, prinzipiell selbst dann, wenn sie einsieht, daß

dieses Ziel kein vollkommen erreichbares ist. Eben diese Doppelstellung der Etymologie darf ich wohl als Rechtfertigung anführen, daß ich Sie, verehrte Collegen, heute gerade von ihr unterhalte, und ich hoffe nur, daß es ihr nicht ergehe wie der Fledermaus, die nach jener Fabel zugleich Vogel und Vierfüßler sein wollte und deshalb von beiden Seiten abgewiesen wurde. Die Ursache ihrer Ausnahmestellung ist leicht zu ersehen. Die Beschränkung des Forschers sei es auf das verschiedenen Individuen Gemeinsame, sei es auf eine Auswahl von Einzelercheinungen, ist ja im Grunde nur eine Resignation; nur die schmerzliche Einsicht, daß es ihm versagt ist, die Fülle aller möglichen Forschungsobjekte sich geistig anzueignen, führt ihn zur Beschränkung. Bei der Sprache steht seinem Geiste aber das gesamte Material, man möchte sagen, von Natur zur Verfügung, richtiger, weil er es sich schon in den Jahren der Jugend vollkommen angeeignet hat. Auch die Kenntnis fremder Sprachen, die die Etymologie verlangt, eignet er sich auf dieser Grundlage leicht an. Im Notfall führt ihm schon das Vorsprechen oder Lesen des fremden Wortes mit der Erklärung seiner Bedeutung in der eigenen Sprache so viel Wissen zu, als wenigstens für den etymologischen Genuß hinreicht. Und wo immer der forschende Mensch den ganzen Stoff auch im Einzelnen beherrscht oder zu beherrschen wähnt, strebt er sofort nach erschöpfender Erklärung aller Einzelfälle.

War bisher mehr nur von der Art der positiven Leistungen der Etymologie die Rede, so sei mir gestattet noch ein Gebiet zu berühren, auf dem sie völlig versagt hat. Seit sie als entwickeltere Wissenschaft besteht, haben Versuche nicht gefehlt, sie zur Reconstruction der Ursprache oder einer Ursprache der Menschheit zu verwenden. Die meisten derselben pflegen davon auszugehen, die Sprache müsse ursprünglich in den Lautreihen wie in ihrer Bedeutung sehr einfach gewesen sein und bauen sich daher Ursprachen durch Kürzung und Reduction der sogenannten Wurzeln und durch Verallgemeinerung oder Vereinfachung der Bedeutungen auf. Aber wenn die Anfänge unserer Sprache ohne Zweifel dürftig waren, einfach in diesem idealen Sinne waren sie gewiss nicht. Praktische Einfachheit pflegt am Ende, nicht am Anfang der kulturellen Entwicklung zu stehen. Immerhin konnte man mittelst der Etymologie etwas zu erreichen hoffen, so lange, wie allgemein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Anschauung herrschte, das Sprachleben habe zwei Perioden, eine, in der die Sprache entstehe und sich bilde, eine zweite, wo sie sich nur noch verändere oder verfalle, wie man sich wohl ausdrückte. Durch Aufhebung der secundären Änderungen konnte man also erwarten, wenigstens einen Teil einer Sprache der ersten Periode, einer Ursprache, wiederherzustellen. Die Etymologie selber hat diesen Wahn zerstört durch den Nachweis, daß die Periode der Sprachschaffung, der Urzeugung von

Sprachelementen nie aufgehört hat und nie aufhören wird. Unter den Wörtern der neueren Sprachen, deren etymologische Verknüpfung mit älterem Sprachmaterial nicht gelingt, pflegen einen Hauptbestandteil solche zu bilden, die irgend ein Geräusch oder eine mit Geräusch verbundene Bewegung nachahmend bezeichnen. Dadurch ist die Frage, die frühere Generationen von Plato an viel beschäftigt hat, bejahend entschieden, ob Urwörter durch sogenannte Onomatopoeie entstanden sind. Aber wenn die Etymologie dazu verhilft, solche Urwörter oder Sprachelemente, die nicht aus dem vorhandenen Sprachstoff hergeleitet sind, auszuscheiden, so zeigt sie gleichzeitig, daß damit noch keine Bestimmung ihrer Entstehungszeit gegeben ist, indem sie in allen Perioden der Sprache aus dem Nichts hervortreten. Man kann also nicht etwa durch ihre Zusammenstellung eine reelle Ursprache wieder zusammensetzen.

Um ein etwas anderes, concretes Beispiel vorzuführen: Wenn wir in den älteren indogermanischen Sprachen, wie z. B. im Altgriechischen, eine Partikel μή finden, die nicht die logische Verneinung, sondern das Nicht-Wollen, die Abwehr eines Geschehens ausdrückt, wem fiele da nicht eine ähnliche Lautgebung mancher kleiner Kinder ein? Wollen sie etwas durchaus nicht nehmen, so pressen sie wohl zunächst die Lippen zusammen, so daß die durch die Nase entweichende Luft den laut m erzeugt; darauf aber, da mit der sich steigernden Erregung der Lungendruck zunimmt, wird der Lippenverschluß

gesprengt und es ertönt nun nach dem m ein gedehntes ä. Einen direkten Zusammenhang zwischen diesem Naturlaut ‚mä‘ und der abwehrenden Negation anzunehmen, brauchen wir uns heute durchaus nicht mehr zu scheuen; aber damit wissen wir noch nicht, in welcher Periode der indogermanischen Grundsprache es zum wirklichen Sprachelement, zum Werkzeug einer bewußten, gewollten Mitteilung geworden ist, ob es in eine Periode hinaufragt, wo die Sprache, um mich eines Humboldt'schen Ausdrucks zu bedienen, noch im flutenden Werden lag. Wenn ein bedenklicher Witz fällt, pflegen wir wohl unser Urteil in den Ausruf ‚au!‘ zu kleiden, indem wir den seelischen Schmerz, den er uns bereitet, durch die Laute ausdrücken, die wir von körperlich Leidenden vernehmen. Es ist, wenn man will, ein Urwort, aber ein Urwort des 19. Jahrhunderts.

Also den lautlichen Bestand einer werdenden Ursprache, wenn wir diesen etwas unklaren Begriff einmal gelten lassen wollen, können wir nie durch Etymologie ermitteln; somit versagt diese auch die Auskunft über den ersten Vorrat an Bedeutungselementen.

Zum Schluß darf ich eines fast komischen Auswuchses der Etymologie gedenken; an die Schleppe der prosaischen Wissenschaft hängt sich eine drollige Phantasiegestalt. Uns klingen die Verse Uhlands im Ohr:

„Ach Allm!“ stöhnt‘ einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß!
„Allmächtiger!“ wollt er rufen; man hieß davon das Schloß.’

Diese ziemlich peinliche Etymologie des Namens Achalm ist nur eines von hundert Beispielen, wie aus Ortsnamen Sagen und Legenden herausgesponnen werden. Es erregt den Anschein, als ob hier das Volk sich eine Etymologie für sich geschaffen hätte und nun auf seine Weise damit schaltete und waltete. Das mag für einige Fälle zutreffen. Meist aber scheint diese Verwendung der etymologischen Namensdeutung erst im Gefolge der wissenschaftlichen oder wissenschaftlich sein wollenden Etymologie aufzutauchen, und man vermutet hinter manchen dieser schönen oder dünnen Geschichten mit Recht nicht sowohl den ungelehrten Sänger und Erzähler als Urheber, als vielmehr den Schulmeister oder den Dorfpfarrer. Dem Umfang der Erscheinung genauer nachzugehen fehlt mir jedoch nicht nur die Zeit, sondern auch die Kenntnis.

Aber in diesem Narrenkleid wollen wir die Etymologie nicht entlassen, ohne unser Auge noch einmal auf ihr ernsteres Wirken zurückzuwenden. Sie hat, — das hat schon der kurze Überblick gezeigt — mehrfach das nicht erreicht, was sie sich als Ziel gesteckt hatte, dabei aber häufig Erfolge gewonnen, die zunächst nicht in ihrem Sehfeld gelegen hatten. Sie ist darin ein Bild jedes ernstesten menschlichen Strebens. Auch manche von Ihnen, liebe Kommilitonen, werden mit den Studien, die Sie heute betreiben, das theoretische oder praktische Ziel

vielleicht nicht erreichen, das sie vornehmlich damit erstreben. Dennoch werden Sie die Zeit, die Sie auf ernste hingebende Beschäftigung mit irgend einem Fache verwendet haben, nie bereuen. Denn solche Arbeit pflegt Früchte zu tragen, die die ersten Knospen nicht erraten lassen.
